

Perspektiven

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Saiten : Ostschweizer Kulturmagazin**

Band (Jahr): **25 (2018)**

Heft 278

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Perspektiven

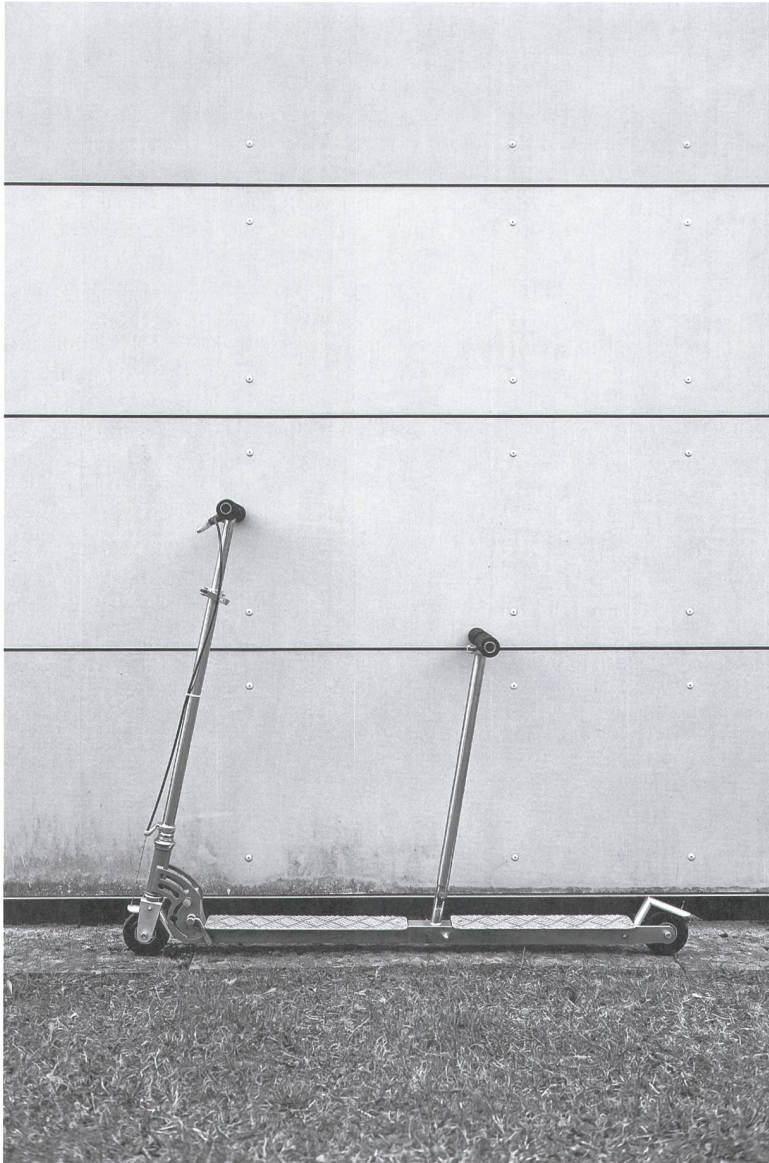
Micro-Welt

Gletscherwelt

Sarganserland

St.Anton

Vom schwebenden L getrieben



Längst sagen nicht mehr nur Kinder «I nimms Kiki» – auch Erwachsene kickboarden. Der Schweisser Edi Duarte tüftelte schon 1992 an seinen Trottinetti. Bei einem Spaziergang verkaufte er Wim Ouboter eines, jenem Mann, der später die Firma Micro gründete. Ouboter ist heute Millionär. Edi hadert.

TEXT: TIM WIRTH, BILDER: DARIA FRICK

Kurz vor Weihnachten wollte er endgültig damit abschliessen. Seine Babys aus Stahl, die ihm so viel bedeuten, unter den Arm nehmen, in den Kofferraum seines Skoda laden, raus in den Winterthurer Wald bretern, dort ein Loch graben, sie behutsam ineinander verkeilen, zuschütten, und fort, weg wären sie. Und damit auch Edi Duartes kleine Hoffnungen und grosse Sorgen. Doch so weit kam es nicht.

«Ich habe das Kickboard nicht erfunden», sagt Edi, 58, das ist ihm sehr wichtig. Steigquartier, verfärbte Blöcke im Kreis, nur wenige Bäume bis zur Autobahnausfahrt Töss. An Edis Klingel kleben zwei Smileys. Sein Lieblings-Trottinetti ist orange und hat keine Bremse. Es sei kein Spielzeug, sondern eine Waffe. «Ja, die hat der Nonno alle eigenhändig gemacht», sagt Edi zu seinem Enkel. Auf dem Balkon stapeln sich dutzende Anfertigungen neben einem Cachet portugiesischem Sagres-Bier. Da ist ein Tandem-Kickboard: eine Achse, zwei Lenker. Oder eine Vorrichtung für einen Einkaufskorb. Auch zwei Atomic-Kinderskier, die das Vorderrad eines Kickboards ersetzen.

Ein Lehrling hatte die Idee. In den 90er-Jahren bildete Edi in den Sulzer-Werkstätten Konstrukteure aus. Er brachte ihnen das Schweißen bei. Ein Job, den er liebte. Stressig, fordernd, abgehackte «Fingerbeeri» und rauchende Lehrlinge auf dem WC. Aber auch die Brutstätte vieler Ideen. Seine Lernenden hätten so einige Projekte umgesetzt: Liegevelos, Getränkespender für Cocktails und dann eben auch jener Vorschlag, der sein Leben prägte: das faltbare Trottinetti.

Die Idee ging Edi nicht mehr aus dem Kopf. Wenn die Kollegen in der Pause rauchten, blieb er in der Werkstatt und kritzelte seine Träume auf Post-Its. Er ging nicht zum Feierabendbier, sondern baute aus Stahl-Resten die Kickboard-Bausteine, die er brauchte – selbstverständlich nach dem Ausstempeln. Mit der Säge fuhr er zum befreundeten Velomech und plünderte dessen Abfall. Alles im Geheimen. «Ich bin nicht gerne im Zentrum», sagt Edi und öffnet eine rote Holzkiste.

Er ist ein Sammler. Jede Weiterentwicklung, sei sie noch so klitzeklein, archiviert er. Zeichnungen mit Tinte, die schwer lesbar sind und für ihn doch alles bedeuten, liegen in der Kiste. Und Akten von all den Problemen, die später auf ihn zugekommen sind. Doch ganz am Anfang stand nur eine Gleichung: Rädli von Inlineskates + Skateboard-Brett + Velolenker = Edis Trottinetti.

Als Kind gab es für ihn nicht viel ausser seinen Freunden und der Familie. Cascais, 20 Kilometer nordwestlich von Lissabon, Surfer-Gegend, 25 Grad im Sommer. Portugiesisches Räuber und Poli, Orangen vom Nachbarn klauen. Und das Meer. Von seinen Kollegen liebte Edi Rollschuhe aus. Das bedeutete: Für einige Stunden in die Welt des Rollhockeys entfliehen. Das blieb seine Passion, auch später noch, beim RSC Winterthur. Edi auf vierrädrigen Skates, mit Knieschonern und orangem Tenü. Schon hier begeistert ihn das Gefühl, über den Asphalt zu rollen. Er zeigt einen Cut am linken Auge. Da habe er eins gebacken bekommen.

Edis Vater Leovergildo ist viel auf Montage in Afrika. Dort lernt er einen Schweizer Turbinenhersteller kennen. Er bekommt einen Job in der Schweiz und nimmt die Familie nach Winterthur mit. In der Schule zeichnet Edi ein Flugzeug der portugiesischen Airline TAP. Er versteht nichts und findet trotzdem schnell Anschluss. Zum ersten Mal Schnee, die Familie hat Mühe mit dem Klima, Edi häufig Angina. Der Berufsberater sieht in ihm einen Künstler. Dekorateur oder Kürschner vielleicht. Doch Edi wird Industrie-Schweisser, wie sein Vater, und will nach der Lehre ebenfalls auf Montage. Die weite Welt entdecken.

Aber es kommt anders. Edi trifft seine grosse Liebe: Maddalena. Er nennt sie Nina. Wieso in die Ferne, wenn die Liebste so nah ist? Heirat, zwei Kinder. Familie, Arbeiten, Trottinetti.

Tochter Cristina hat ein Bild gemalt. Es hängt im Wohnzimmer. Herzen, die immer kleiner werden, in der Mitte ein rotes, auf



dem «Familie» steht. Für Edi ist die Familie alles. Er sei katholisch aufgewachsen, gehe aber nicht in die Kirche. Trotzdem nennt er Ehrlichkeit, Fairness und Nächstenliebe, wenn er die für ihn wichtigsten Werte aufzählt. Es sind für Edi die Grundvoraussetzungen für ein friedliches Zusammenleben. Doch was er verkörpert, wird ihm häufig nicht entgegengebracht.

Ein Spaziergang mit Folgen

Tüftler seien bequeme Leute, sagt Edi. Er, der Mann vom Meer, liebt es, am Zürichsee zu flanieren. Seine Töchter meckerten bei den Sonntagsspaziergängen. Also nahm er die hausgemachten Trottinetti mit: ein giftgrünes mit dem Lenker eines Hometrainers für die 4-jährige Cristina, ein grösseres für Veronica, damals acht. Was vorher eintöniges Dahintrotten war, ist für die Kinder nun plötzlich grosses Kino. Am Zürcher Mythenquai fällt die Familie auf. Klar. Kickboards sind 1993 so fremd wie Smartphones.

Auch Wim Ouboter – Banker mit holländischen Wurzeln – staunt über die L's, auf denen Cristina und Veronica am Zürichsee entlangschweben. Er spricht Nina an, Edi ist etwas weiter vorne. Ouboter überschüttet die Kickboards mit Komplimenten, Edi kommt dazu, auch ihn, den Tüftler, lobt er. Fragt, ob Edi ihm ein Exemplar konstruieren könne. Edi, eingelullt und gutmütig, muss nicht lange überlegen. Klar, er baue ihm eins, wieso auch nicht, für 150 Franken vielleicht, er müsse zuerst noch die Teile beschaffen. Wo Ouboter denn wohne? – In Küsnacht. – Ah, kein Problem. Dort sei er sowieso oft, er könne ihm das Trottinetti sogar nach Hause bringen.

Einige Jahre später wird Ouboter in Asien zu Spitzenzeiten 80'000 Micro-Scooter fabrizieren lassen. Pro Tag.

Im Quartier hätten ihnen alle nachgeschaut, erinnert sich Edis Tochter Veronica. Sie seien die Hauptattraktion in der Steig gewesen mit ihren Trottinetti. Das entging auch Edi nicht. Dafür müsse man kein Marketingfachmann sein. Er holte einen Kollegen von Sulzer ins Boot: Dani Gubler, sie haben sich lange nicht gesehen. Dani bog das Metall, Edi schweisste. Hand in Hand.

Sie schmiedeten Pläne, wollten eine Garage mieten, schreiben Sportgeschäfte an. Beach Mountain in St.Gallen, die Firma Rollerblades. Doch niemand war interessiert. Die Trottinetti seien etwas für die Spielwarenabteilung. Es folgen kleine Aufträge. Zwei Kickboards für eine Kollegin von Cristina, gratis, die Eltern hatten ja kein Geld. Die Tage sind lang. Nach dem Feierabend kehrt Edi müde zur Familie zurück. Die Töchter werden älter. Auch ihr Interesse versandet. Ab dann spinnt Edi die Ideen lange nur noch im Kopf weiter. Er hat daran geglaubt, doch das reichte nicht.

Nicht die Art des feinen Mannes

Eines Tages drückt ein Kollege Edi eine «Schweizer Illustrierte» in die Hand. 7. August 2000, Nr. 32, die Prinzessinnen von Monaco lächeln von der Titelseite. Mittendrin ein Artikel, bei dem Edi noch heute stockt. Der Titel: «Heute ist meine Furzidee Millionen wert». Wim Ouboter wird als Erfinder des Kickboards gepriesen. Er erzählt, wie er auf dem Schrottplatz Teile zusammensuchte und so den Micro Scooter erfand. Der Mann, dem Edi vor ein paar Jahren eines seiner geliebtes Trottinetti nach Hause brachte, posiert in seiner Hängematte hoch über dem Zürichsee und sagt: «Hier kommen mir die besten Ideen».

«Alles gut», sagt Edi. Doch diese Sätze. Er verfällt in ironisches Hochdeutsch, zeigt auf seine Gurgel. Ich bin Portugiese. Ich habe Temperament. Denn was Ouboter als Furzidee bezeichnet, ist für Edi das Leben. Und was Ouboter erzählt, ist seine Geschichte, davon ist Edi überzeugt. Ouboter habe nichts falsch gemacht, sondern vieles richtig. Wenn er heute zum Arbeiten fahre und Kinder

auf Micro Scooter sehe, bewundere er den Geschäftsmann. Er habe es geschafft, die Trottis bekannt zu machen. Aber dass Wim Ouboter seine Geschichte erzählt, bringt Edi zum Schäumen. «Das ist nicht die Art des feinen Mannes».

Ouboter hat einen Wirtschaftsabschluss, Marketingkenntnisse und Connections. Edi Schweissgeräte, seine Skizzensammlung und Dani Gubler. Im Jahr 2000, der Sternstunde des Kickboards, stellt Ouboter 10'000 Angestellte in insgesamt drei Fabriken ein. 20 Container voll mit Trottis verlassen China täglich.

Benjamin Baumgartner, 5, Montlingen

Einer dieser Micro Scooter landet bei Benjamin Baumgartner im Rheintal. Er wird in die «Generation Kickboard» hineingeboren. Als die ersten Kickboards auf den Markt kommen, ist Benjamin fünf Jahre alt und sagt wie tausende andere: «I nimms Kiki». Nur der Rhein trennt Montlingen von Österreich, und so spielt er im Lachenquartier das Zollspiel. Das Ziel: etwas an den Zöllnern – seinen Schulkameraden – vorbeizuschmuggeln. Was zu Fuss schon grossartig ist, macht mit dem Kickboard noch mehr Spass.

Irgendwann starten die Kinder mit Kickboard-Rennen. Die Lachenstrasse bildet einen Kreis, etwa 300 Meter, ideale Rennstrecke, «rondom», vorbei an Einfamilienhäusern und Hecken. Das Rennen wird zur Tradition am Quartierfest – und professioneller: Alterskategorien, Pokale, Helmpflicht. Auch verbissene Eltern wollen es wissen. Wenn die Sieger bestimmt sind, folgt die Siegerehrung auf Harassen. Dazu Rivella und Bepanthen für die Schürfwunden.

Edi kontaktiert Ouboter wegen dem Artikel. Der Stolz. Seine Frau hebt ab. Sie ist sehr anständig. Ihr Mann Wim sei gerade auf Reise im asiatischen Raum. Er rufe aber bald zurück. Keine Antwort. Edi versucht es wieder, schreibt einen Brief. Nichts. Da habe er sich nicht mehr gespürt. Entweder an die Medien gehen oder «Ouboter einen kleinen Besuch abstatten». Seine Partnerin Nina bittet ihn ersteres zu tun und zweiteres zu lassen. Edi schreibt dem «Kassensturz». Für die Aufzeichnungen muss er sich überwinden. Seine Welt sind die Jungs von Sulzer, das Tüfteln in der Werkstatt und Rollhockey. Nicht das Rampenlicht.

30. Januar 2001, «Kassensturz», Edi in blauem Overall bei Sulzer. Schnitt. Küsnacht, «Hochburg der Mikro-Mobilität», Wim Ouboter im Schneidersitz. Dieser sagt: Er habe damals vielen Leuten Kickboards abgekauft, um den perfekten Micro Scooter bauen zu können. Schade, dass Edi und Sulzer die Vermarktung verpasst hätten. Ein Artikel im «Tagi» folgt. Und etwas Trost. Viele Private schreiben Briefe und wollen ein Edi-Trottinetti. Das Landesmuseum in Zürich nimmt das Trotti von Veronica in seine Sammlung auf.

Benj Friant, damals 15, Montreux

Im Manor in Vevey kauft Benj Friant 2005 seinen ersten Micro Scooter. Er startet mit dem «Tale Wip». Springen, das Deck, auf dem er steht, um die eigene Achse drehen, landen. Direkt neben dem Skatepark Montreux geht Benj zur Schule. Hier kommt zum ersten Mal die ganze europäische Freestyle-Scooter-Szene für einen Contest zusammen. In zwei Runs à 1 Minute zeigen die Fahrer ihre Tricks. Eine Jury bewertet sie. «Big shit», findet Benj. Er filmt alles, analysiert die Fahrer in Slowmotion und übt im Park. Tagelang. Ein Jahr später gewinnt er den Contest. Und weiss noch nicht, dass er davon einmal leben kann.

Die Kickboards sind damals für Schulkinder konstruiert, nicht für Freestyler. Regelmässig bersten sie. Benj verstärkt die Speichen mit Aluminium, verhindert den Bieg-Mechanismus. «Ugly as hell» hätten die Dinge dann ausgesehen. Dafür waren sie stabil. Alles andere als stabil war jedoch das Verhältnis zu den Skatern. Scooter-Kids zu mobben war Mode. Im Zürcher Skate Park habe es eine Liste gegeben. Ein Scooter-Kind schlagen: einen Punkt. Ein Scooter-Kind zum Weinen bringen: zwei Punkte. Ein Scooter-Kind so wütend machen, dass seine Eltern kommen: drei Punkte.

Beckham fährt Kickboard

Auch Edis Trottinetti-Traum war ein Sportgerät, kein Spielzeug. Er wendet sich an Red Bull. Skizziert seine Vision von einem Kickboard-Bergrennen, bei dem die Fahrer mit Integralhelm und Renn-tenü die Kurven hinunterstürzen. Wenn Ouboter mit Micro Milli-

onen macht, könnte ja auch für die Edi-Trottinetti etwas drinliegen. Eine Zusammenarbeit kommt nicht zustande, doch in seiner Werkstatt, Kellerabteil 16, experimentiert er weiter. Hier unter der Erde, wo es eng ist und das Licht nur schummrig, will er den Durchbruch schaffen.

Draussen testet er seine neuen Trottinetti nie mehr. Zu gross wäre die Gefahr, dass ihm wieder jemand die Ideen abguckt. Also nimmt er sie, geht hinunter in die Tiefgarage und macht dort Probefahrten. Slalom um gelbe Säulen. Auch seine Töchter dürfen die neuen Entwicklungen nicht testen. Edi baute ihnen Ferraris, doch Ausfahrten gibt es keine. Noch heute sehen die Trottinetti wie neu aus.

Derweil verglüht die Sternstunde der Micro Scooter. Kopien überschwemmen den Markt. Der Hype pendelt sich ein. Micro bleibt aber Marktführer, ist heute in 80 Ländern vertreten und entwickelt sich weiter: Rollkoffer mit ausklappbarem Kickboard, Elektromotor mit 25 km/h. Erwachsene werden eine wichtige Zielgruppe. David Beckham, Angelina Jolie und Novak Djokovic kickboarden. Auf einem Werbeplakat steigt ein Herr leger ins Tram ein. Sein Micro Scooter baumelt von der Schulter. Ein Rechner macht klar: Nimmt man das Kickboard anstatt die Füsse vom Bahnhof St.Gallen zum Marktplatz, spart man jährlich eineinhalb Tage. Immerhin 144 Biere mit Freunden, so Micro. Kickboards gehören zu den «fahrzeugähnlichen Geräten», wie Inline-Skates oder das Skateboard. Hauptstrassen sind tabu. Nebenstrassen und das Trottoir die Heimat.

S., 44, Zürich

S. gibt Gas. Ein paar Fusstritte gegen den Boden. Und fährt vorbei an parkierten Autos, noch schnell unter der Bahnschranke hindurch, ehe sie über einen Schleichweg mit Pflastersteinen holpert. Der Griff vibriert, es zittert bis in die Ellbogen. Sie ist in Eile. S. ist Familienbegleiterin. Ihr rotes Kickboard hat sie mit dem Zug von Zürich nach Winterthur mitgenommen. Gratis. Hier düst sie von einem Problem zum nächsten. Die Flagge von England zielt die Lenkstange. Die seien damals früh an der EM ausgeschieden, worauf das Kickboard nur noch die Hälfte wert war. Zuerst gehörte es den Kindern. Jetzt nicht mehr. Ihr Trotti sei praktisch für die kurzen Distanzen. Die Bewegung sei etwas einseitig. Schräge Blicke gäbe es auch. Doch das stört S. nicht. Sie verschwindet in einem Haus, das wie ein amerikanisches Motel aussieht.

B., 51, Aadorf

Als B. aus dem Bus aussteigt, schlingert ihr Scooter, Modell «Hidroa Big Wheel», und touchiert beinahe einen kleinen Hund. Es ist früher Abend und ihr Arbeitstag als Reinigungsfachfrau beginnt. Sie putzt in einer Berufsschule und in einer Zahnarztpraxis. Den Weg meistert sie auf zwei Rädern. Einen Führerschein besitzt B. keinen. Und die Abfahrt von Aadorf zum Bahnhof hat sie im Griff – schon zehn Jahre ist sie ihrem Kickboard treu. Einmal, als sie einkaufen war, eine Tasche an jedem Griff, habe sie «beinahe ein Auto geküsst». Seither sei sie stets bremsbereit und nur noch auf dem Trottoir unterwegs. Wenn B. fertig gearbeitet hat und ihre Füsse schmerzen, wird sie nach Hause gleiten. Dem grauen Nachthimmel entgegen.

Keine Antwort vom Verkehrsmuseum

Edi sitzt entspannt auf seinem Sofa und zappt. 3. Juni 2016, «Tele Zürich», Life Style Magazin. Moderatorin Patrizia Boser sitzt in einem Elektromobil namens Microlino. Neben ihr Wim Outboter. Alles habe damit begonnen, dass er mit Schrott einen Scooter baute. Eine Furzidee. Frage an seine Frau: «Erfindet Wim zuhause auch immer alles neu?»

Edi hat einen Kloss im Hals. Alles, was er verdrängen wollte, ist plötzlich wieder da. Jetzt will er einen Strich darunterziehen, «ich bin der Verlierer dieser Geschichte», sagt Edi erschöpft. Er schreibt nochmals Firmen an, Konkurrenten von Micro. Die eine leitete die Anfrage weiter – ins Nirwana. Bei der anderen ist nach einem Skype-Gespräch Schluss. Der Brite am anderen Ende der Leitung will sein Gesicht nicht zeigen. «Ein dreckiges Business», sagt Edi.

Also ins Museum, wieso nicht... an einen ehrvollen Ort, einfach fort, weg, denkt Edi. Das Verkehrsmuseum: Keine Antwort. Die Kulturabteilung Winterthur winkt ab: Es handle sich nicht um Kunstwerke im engeren Sinne. Das Schweizerische Nationalmuseum: Sie werden es an der nächsten Sitzung besprechen.

Bei Sulzer arbeitet Edi schon lange nicht mehr. Er kontrolliert jetzt die Frifag-Güggeliwagen. Im Kellerabteil 16 ist er noch ab und zu. Er kauft billige Velos auf Ricardo, «chlüteret bizli» und verkauft sie dann weiter. Und häufig ist er mit seinen Enkelkindern unterwegs. Im kältesten Winter auf dem Fussballplatz – oder mit den Kickboards am Flughafen entlang, und dann in den Mac. Die Rollen haben ihn nie losgelassen.

Benj Friant, heute 28, Winterthur

Es ist laut. Benj muss schreien, damit seine Schützlinge ihn am Mittwochnachmittag im Skills Park in Winterthur verstehen. Einmal in der Woche gibt er hier Kurse. «Freestyle Scooter Academy» nennt er sein Angebot. Davon, und von seiner Tätigkeit als Influencer, lebt er mittlerweile. Influencer. Er hasst den Begriff. Trotzdem: Foto mit dem Trotti für ein Sportgeschäft da, Video für ein Game dort. Für 50 Franken können Kinder in die Welt des Freestyle Scooters eintauchen. Mika und Joaquim, beide 10, träumen vom Salto. Doch auch sie müssen klein anfangen. «Yeah, endlich grinden», rufen sie und rennen sofort auf eine Holzrampe, beugen sich nach vorne und rutschen mit Hilfe von Benj hinab. Vans-T-Shirt, zerrissene Jeans, lange Haare unter dem Helm.

Auch an diesem Nachmittag kommt es zum Streit zwischen Scooter-Kids und Skatern. Die Skater wollen keine Scooter-Fahrer im Pool. Benj muss schlichten. Heute seien die Scooter-Kids in der Überzahl. «Fast in allen Parks sind es mehr als 80 Prozent», sagt Benj. Der Einstieg mit dem Kickboard falle leichter. Zudem sei die Mentalität anders. Weniger gangsterhaft. Später gibt Benj dann eine Privatlektion. Noé ist extra aus Yverdon angereist, um den «Flair» zu lernen. Den Trick hat er auf dem Youtube-Kanal von Benj gesehen. Auffahrt zur Halfpipe, Rückwärtssalto mit halber Drehung, Abfahrt. Die beiden üben mit Matratzen. Zeichnen den Anfahrtsweg mit Kreide ein. Doch Noé traut sich nicht. Irgendwann wird er es schaffen, davon ist Benj überzeugt.

Es ist Freitagabend, der Geburtstag von Edis Tochter. Sie holt ihn fürs Fest ab. Die schwebenden L's, die Edi rief, ist er noch immer nicht los. Am liebsten würde er sie weitergeben. An einen Gleichgesinnten. Jemanden, der auch an den gesunden Menschenverstand glaubt und das Tüfteln liebt. Geld will er dafür keines.

Und ab und zu malt sich Edi eine Wanderausstellung aus. Orte, wo er das zeigen könnte, was ihn ausmacht. Seine Liebe. Seine Trottinetti.

Tim Wirth, 1995, studiert Journalismus & Organisationskommunikation in Winterthur.



Rebecca Gugerli auf dem Plaine-Morte-Gletscher. (Bild: pd)

Rebecca Gugerli, 28, ist Glaziologin und Meteorologin und gastiert am 5. Mai an der Kulturlandsgemeinde zu «Wind und Wetter» auf der Schwägalp. Für ihre Doktorarbeit an der Universität Fribourg testet sie ein lange vergessenes Gerät, das die Schneemenge misst. Bei einem Kaffee in der Brasserie du Commerce in Fribourg erklärt sie, wozu diese Messungen genau dienen sollen.

INTERVIEW: CATHRIN CAPREZ

Prognose für Mittwoch, 28. März 2018: Am Vormittag recht sonnig, am Mittag allgemein Bewölkungsverdichtung und im Lauf des Nachmittags aus Westen aufkommende Niederschläge. Schneefallgrenze tagsüber um 1600 Meter, in der Nacht gegen 800 Meter sinkend.

Rebecca Gugerli, wenn jetzt morgen früh tatsächlich nochmals Schnee liegen sollte – was genau ist so schwierig daran, diesen zu messen?

Rebecca Gugerli: Schneemessungen sind darum nicht ganz einfach, weil eine Schneedecke sehr unterschiedlich dicht sein kann. Zudem verfrachtet der Wind die Schneeflocken viel leichter als beispielsweise Regen – es ist drum einfacher, den Schnee zu messen, wenn es windstill ist. Schnee messen kann man beispielsweise mit einem Pluviometer: Das ist ein Eimer, in den man es reinschneien lässt. Danach wägt man den Eimer ganz genau, lässt den Schnee darin schmelzen und misst dann, wie viel Schmelzwasser der Schnee ergibt. Daraus kann man die Schneemenge als Schnee-Wasser-Äquivalent errechnen. Das ist die Menge an Wasser, die beim Schmelzen von Schnee entsteht: die Einheit, die wir in der Forschung verwenden, um Schneemengen miteinander zu vergleichen. Leider haben wir aber nicht immer windstille Bedingungen, wenn es schneit, und dann werden exakte Schneemessungen anspruchsvoll.

Meistens interessiert ja aber vor allem die Schneehöhe und nicht, wie viel Wasser der Schnee nach dem Schmelzen ergibt...

Das stimmt, im Alltag reden wir viel öfter von der Schneehöhe als von der Schneemasse. Wissenschaftlich gesehen aber ist die Schneemasse oder eben das Schnee-Wasser-Äquivalent wichtig. Zum Beispiel kann ein Meter Pulverschnee 100 Millimetern Wasser entsprechen, ein Meter dichter Schnee aber bereits dem Doppelten. Daher ist die Schneehöhe für die Wissenschaft nicht sehr aussagekräftig. Der Vorteil der Schneehöhe ist jedoch, dass man sie vergleichsweise einfach messen kann. In der Schweiz wird die Schneehöhe meist mit Ultraschallsensoren gemessen. Der Sensor, der gerade über dem Boden hängt, sendet ein Signal in Richtung Boden. Dieses Signal wird vom Boden – oder eben der Schneeoberfläche reflektiert. Je mehr Schnee auf dem Boden liegt, desto weniger Zeit braucht das Signal vom Sensor zum Boden und wieder zurück. So lässt sich die Schneehöhe über eine Zeitmessung berechnen. Man könnte natürlich auch einen Spiegel unter den Sensor halten und würde dann quasi Schnee messen, der gar nicht da ist...Aber ernsthaft: Diese Schneehöhenmesser funktionieren sehr gut. In der Schweiz gibt es im alpinen Raum ein Messnetz mit etwa hundert solchen Sensoren – meines Wissens haben wir damit das dichteste und höchst gelegene Schnee-Messnetz der Welt.

Sie erforschen nun aber eine andere Methode, um Schnee zu messen. Wieso braucht es das, wenn die bisherigen verlässlich funktionieren?

Mit meinem Messgerät versuche ich, die Schneemasse im hochalpinen Raum zu messen, also in Regionen, wo harter Wind zu Schneeverfrachtungen führt, wo die tiefen Temperaturen und hohe Luftfeuchtigkeit die Messgeräte vereisen lassen können. In solchen Regionen messen beispielsweise die Pluviometer oft weniger Schnee als tatsächlich gefallen ist. Zudem sind solche Regionen im Winter schwer zugänglich. Mancherorts fallen pro Winter ja fünf bis sechs Meter Schnee!

Und wie funktioniert Ihr Messgerät unter solchen Bedingungen?

Das Messgerät, mit dem ich arbeite, misst kosmische Strahlung. Die kosmische Strahlung besteht aus winzigen Teilchen, die aus dem Weltall in die Erdatmosphäre eindringen und bis auf die Erdoberfläche gelangen. Für die Schneemessungen interessant sind die Neutronen, also eine Sorte Teilchen aus der kosmischen Strahlung. Wenn Neutronen mit Wasser – oder in diesem Fall Schnee – zusammenstossen, werden sie rasch abgebremst. Je mehr Schnee die Neutronen auf ihrem Weg zum Sensor durchdringen, desto intensiver werden sie gebremst und von der Schneedecke abgefangen.

Was wir nun machen, ist Folgendes: Wir legen unser Messgerät zu Beginn des Winters auf das Gletschereis des Plaine Morte-Gletschers im Berner Oberland. Sobald es das Gerät langsam zuschneit, misst es immer weniger dieser Neutronen. Mit Hilfe einer Formel kann ich dann aus diesem Messsignal ausrechnen, wie viele Wasseratome oder eben: wie viel Schnee oberhalb des Sensor liegen müsste.

Kosmische Strahlung klingt für mich esoterisch. Funktioniert das Prinzip wirklich?

Es funktioniert tatsächlich, und eigentlich kennt man es bereits seit den 80er-Jahren. Ein japanisches Forschungsteam entwickelte damals ein erstes Gerät, das nach diesem Messprinzip funktionierte. Danach geriet es lange Zeit in Vergessenheit – möglicherweise, weil einzelne Komponenten des Gerätes zu jener Zeit zu teuer waren. Derzeit erlebt dieses Messgerät aber eine Art Revival: In den französischen Alpen wird es schon länger für Schneemessungen eingesetzt, in den USA wird nach dem gleichen Prinzip die Feuchtigkeit im Boden gemessen. In Grönland wurde es soeben erfolgreich getestet, und nun soll dieses Gerät in der Antarktis zum Einsatz kommen. Es bewährt sich also vor allem an abgelegenen Orten, wo der Zugang im Winter sehr schwierig ist.

Wie sieht dieses Messgerät aus?

Der eigentliche Sensor liegt in einer dicken Röhre, die etwa 1,7 Meter lang ist und einen Durchmesser von ungefähr 10 Zentimeter hat. Diese Röhre lassen wir auf dem Gletscher einschneien. Also momentan liegen auf dem Plaine Morte-Gletscher mehr als fünf Meter Schnee auf dem Gerät – und es misst nach wie vor. Andere Geräte derselben Messstation wurden diesen Winter bereits eingeschneit und können daher nicht mehr weitermessen. Weil es diesen Winter so viel geschneit hat, mussten wir sogar die Solarpanels weiter hinauf versetzen, damit die Messgeräte weiterhin mit Strom versorgt werden.

Und warum sind diese Schneedaten wichtig, die Sie beispielsweise auf dem Plaine Morte-Gletscher messen?

Die Messdaten sollen helfen, die Modellierungen von Gletschern zu verbessern – und damit auch die Prognosen, wie sich die Gletscher in Zukunft entwickeln werden. Derzeit besuchen die Glaziologen einen Gletscher jeweils im Frühling und im Herbst, machen die notwendigen Messungen und errechnen damit die Bilanz eines Gletschers. Daran

Die richtigen
OHNE WORTE.

TOMCATCH



frühlingsgefühle
unser garten ist offen

krug
die quartierbeiz

metzgergasse 28 sankt gallen 071 220 97 83 restaurantkrug.ch



www.viegener.ch



viegener
juerg fust optik

lässt sich dann erkennen, ob ein Gletscher in seiner Masse zu- oder abnimmt. Wenn wir nun aber den ganzen Winter über kontinuierlich die genaue Schneemasse messen können, die auf einen Gletscher fällt, können wir unsere Modelle verbessern – und verstehen letztlich auch besser, was für Prozesse ein Gletscher durchläuft. Das wiederum macht es einfacher, diese Modelle auf schwer zugängliche Gletscher anzuwenden. Dort ist die Datenlage meist dünn, und da helfen uns Modellrechnungen weiter.

Verschiedene Studien kommen zu der düsteren Prognose, dass von den Schweizer Gletschern bis zum Ende dieses Jahrhunderts nur noch unwesentliche Eismengen übrig sein werden. Ist das, was Sie machen, nicht fast schon Forschung an einem «sterbenden Patienten»?

Die Veränderungen der Gletscher beobachte ich noch nicht so lange, daher ist es für mich noch nicht so greifbar. Aber es ist immer sehr eindrücklich, was Kollegen erzählen, die schon seit den 80er-Jahren Gletscher untersuchen! Und allein schon zu beobachten, was auf der Plaine Morte passiert: Letzten Sommer habe ich miterlebt, wie diese grosse Eisfläche in einem einzigen Sommer im Durchschnitt um 2,3 Meter abgeschmolzen ist. Das macht mich schon etwas traurig.

Sie haben an der ETH Zürich Meteorologie studiert. Warum genau das?

Zum ersten Mal kam ich mit diesen Themen in Berührung, als ich mit 13 Jahren den Theorieschein für die Segelprüfung gemacht habe. Für diese Prüfung musste ich erstmals Wetterkarten studieren: Was ist eine Front, was ist ein Tiefdruck-, was ein Hochdruckgebiet? Schon damals packte mich die Materie. Auf dem Schiff beobachtete ich immer gern das Wetter. Nachher schrieb ich meine Maturaarbeit zum Thema Klimawandel in der Schweiz, und damit war für mich klar, dass ich Meteorologie studieren wollte. Ich entschied mich dann für den Weg über die Umweltwissenschaften an der ETH Zürich. Das Studium hat mir besonders ab dem dritten Jahr gefallen, wo es vertieft um die atmosphärischen Prozesse und die Grundlagen des Wetters und Klimas ging.

Für Ihr Doktorat sind Sie an die Uni Fribourg gekommen, eine eher kleine Uni. Warum sind Sie ausgerechnet auf den Röstigraben gekommen?

Für mich war nach dem Studium klar, dass ich gerne eine Doktorarbeit machen möchte. Vor allem wollte ich ein Doktorat machen, bei dem ich regelmässig rauskomme, um im «Feld» zu arbeiten. Das ist nicht ganz einfach zu finden. Ich war während meines Studiums auch verschiedene Male in Norwegen, habe dort ein Praktikum und einen Gletscher-Kurs gemacht und es gefiel mir so gut, dass ich mir auch vorstellen konnte, dort ein Doktorat zu machen. Aber schlussendlich gefiel mir kein Projekt so gut wie das hier in Fribourg mit dem Schneemessgerät.

Kommt hinzu, dass mir Fribourg gut gefällt. Es ist eine lebendige Studentenstadt, die zwar während der Semesterferien etwas ausgestorben scheint, aber ich bin von hier aus sehr schnell draussen in der Natur: im Wald zum Biken, im nächsten Skigebiet, an einem Fels zum Klettern. Und ich kann wieder regelmässig auf den Neuenburgersee zum Segeln – das schätze ich sehr.

Eine Meteorologin wie Sie, die gerne draussen ist, stellt die sich ihren Wetterbericht für die Wochenendplanung gleich selber zusammen?

Ich schaue schon gern selber auf die Wetterkarten und studiere dort die Druckverteilung über Europa, den Verlauf des Jetstreams und die Feuchtigkeitsverteilung. So kann ich mir das zusammenstellen, was ich an Wetterprognose brauche. Und das nicht allein für meine Freizeitpläne: Ich gehe regelmässig hoch auf den Plaine Morte-Gletscher, um dort Messungen zu machen. Wir messen dort ja nicht nur die Schneehöhe, sondern auch andere Parameter wie die Sonneneinstrahlung, Temperatur, Luftdruck und Luftfeuchtigkeit. Und für diese Ausflüge auf den Gletscher muss ich die Prognosen auch kennen. Denn bei schlechtem Wetter kann es schnell einmal gefährlich werden im Gebirge.

«Wegen Wind und Wetter»:

Rebecca Gugerli ist zu Gast an der diesjährigen Kulturlandsgemeinde AR, die am 5. und 6. Mai auf der Schwägalp und dem Säntis stattfindet und den Titel trägt: «Wegen Wind und Wetter». Gemeinsam mit dem Helikopterpilot Till Linder und dem Schriftsteller Peter Weber diskutiert sie am Samstag um 14 Uhr auf der Plattform zum Thema «Auf wessen Wissen wir bauen». An den weiteren Plattformen sind unter anderen die Touristikerin Ariane Ehrat, die Journalistin Bettina Dyttrich, der Filmmacher Matthias von Gunten oder der Katastrophenexperte Andreas Schraft dabei. Künstlerische Beiträge stammen von Slammer Gabriel Vetter, Künstler Peter Stoffel, Violinist Tobias Preisig u.a. Die Sonntagsrede auf dem Säntis hält die Architektin Annette Gigon. Dazu gibt es Workshops zur Meteorologie, zur Prognostik, zur Naturpädagogik und zu weiteren wetterföhigen und windgestählten Themen.

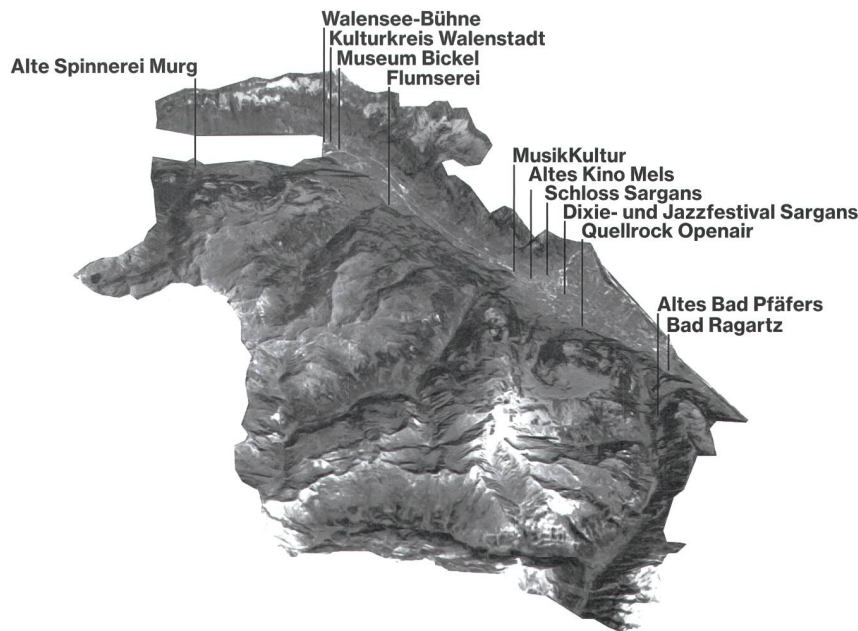
kulturlandsgemeinde.ch/2018

Cathrin Caprez, 1982, findet Schnee nicht nur aus physikalisch-chemischer Sicht eine spannende Sache, sondern auch, weil er sich so wunderbar fahren lässt. Sie ist Wissenschaftsjournalistin, leidenschaftliche Tiefschneefahrerin und lebt in Basel.

Eine Region fühlt sich vernachlässigt

Für viele Sarganserländerinnen und Sarganserländer ist St.Gallen nicht «ihre» Kulturhauptstadt. Das zeigte sich zuletzt bei der Theaterabstimmung Anfang März. Eine Umfrage.

TEXT: MARION LOHER



Das Resultat war knapp, sehr knapp sogar: 50,3 Prozent der Stimmberechtigten im Wahlkreis Sarganserland sagten Nein, als Anfang März über die Sanierung des Theaters St.Gallen abgestimmt wurde. Drei Gemeinden (Sargans, Walenstadt, Bad Ragaz) waren dafür, fünf dagegen (Flums, Mels, Quarten, Pfäfers, Vilters-Wangs). Damit war das Sarganserland der einzige der acht Wahlkreise, der die Vorlage ablehnte. Auswirkungen auf das Gesamtergebnis hatte es keine: Das Theater wird für 48,6 Millionen Franken erneuert. Im St.Galler Oberland hat das Nein aus den eigenen Reihen nicht wirklich überrascht. Auch Hans Bärtsch nicht. Im Gegenteil: «Ich war vielmehr erstaunt, dass das Resultat nicht noch deutlicher ausgefallen ist.»

Hans Bärtsch ist Journalist, lebt und arbeitet im Sarganserland. Er kennt die Menschen und das hiesige Kulturklima. Als stellvertretender Chefredaktor des «Sarganserländer» beobachtet er beides seit Jahren, und als Vizepräsident und Programmkoordinator des Alten Kino Mels gestaltet er das kulturelle Leben in der Region mit. «In unserer ländlich geprägten Gegend hat die SVP eine grosse Wählerschaft, und wie wir wissen, ist ihr Interesse an der Kultur gering», sagt er. «Das Argument der SVP, dass wir für etwas bezahlen sollen, das wir gar nicht nutzen, hat bei vielen gezogen.» Leider, fügt er an, denn für ihn war das Ja zur Theater-Sanierung ein Ja zur Stärkung «unserer Kulturstadt St.Gallen».

Und genau das ist das Problem: Für viele Flumser, Melsenerinnen oder Quartner ist St.Gallen nicht «ihre» Kulturstadt. Sie fühlen sich mit der Kantonshauptstadt nicht verbunden. St.Gallen ist für viele im Oberland einfach zu weit weg – geografisch, politisch, emotional, was Auswirkungen auf ihr kulturelles Leben hat. Das bestätigt auch Hans Bärtsch: «Ich kenne niemanden aus der Region, der regelmässig ins Theater nach St.Gallen geht oder eine andere kulturelle Veranstaltung in der Stadt besucht. Wir sind mehr nach Zürich,

Chur oder Schaan orientiert.» Das habe aber weniger mit der Qualität der Anlässe in der Kantonshauptstadt zu tun, sondern vielmehr mit der Distanz und der Anbindung des öffentlichen Verkehrs. «Von Sargans aus habe ich bessere Zugverbindungen nach Zürich und Chur, und ich bin ausserdem noch schneller dort.» Ein Blick in den SBB-Fahrplan verrät: Nach Chur sind es 19 Minuten, nach Zürich 55 Minuten – und nach St.Gallen 57 Minuten.

Sarganserland: ein Niemandsland?

Einer, der die 57-minütige Zugfahrt nach St.Gallen täglich auf sich nimmt, ist Renato Hobi. Der 28-jährige Melser studiert im fünften Semester Soziale Arbeit an der Fachhochschule St.Gallen. Vor Beginn seines Studiums habe ihn praktisch nichts mit der Kantonshauptstadt verbunden. «Der Bezug war einfach nicht da, St.Gallen zu weit weg, Zürich viel näher», sagt Renato Hobi. Heute schaut er immer noch eher in den Veranstaltungskalender von Zürich oder Chur, ist aber «zwischendurch» auch in der Stadt St.Gallen unterwegs, sei es am Tag oder in der Nacht. «Mir ist bewusst, dass ein solches Theater in die Stadt gehört und nicht aufs Land. Trotzdem darf sich nicht alles in der Stadt konzentrieren.»

Renato Hobi hat vor gut zwei Jahren zusammen mit Freunden in Mels den Verein «MusikKultur» gegründet, um die Musikszene in der Region mit Konzerten unterschiedlicher Stilrichtungen zu beleben. Mit dem Nein zur Sanierung sei es den Menschen im Sarganserland darum gegangen, ein Zeichen zu setzen – sowohl kulturell als auch politisch. «Wir fühlen uns oft nicht wahrgenommen von der kantonalen Politik. Wollen wir etwas, werden wir oft nicht gehört oder es dauert ewig.» Als Beispiel nennt der Student den Vorschlag einiger Kantonsräte aus der Region, eine Passbüro-Zweigstelle im Sarganserland zu eröffnen. «Was passierte? Nichts»,

ärgert sich Renato Hobi. «Noch heute müssen wir nach St.Gallen fahren, wenn wir einen neuen Pass brauchen.»

Dass dieses Empfinden, nicht wahrgenommen zu werden, weit verbreitet ist in der Region, glaubt auch Esther Probst, Co-Präsidentin des Kulturkreises Walenstadt. «Und bei einer solchen Abstimmung kommt dies dann eben zum Ausdruck.» Dieses latente Grundgefühl, ein «Niemandland im Kanton» zu sein, beziehe sich aber nicht nur auf die Kultur, sondern auf die Politik im Allgemeinen. «Insbesondere dann, wenn man Geld vom Kanton will», sagt Esther Probst und spricht dabei aus eigener Erfahrung: «Es war ein langer und mühsamer Weg, bis die Qualität unseres Sinfonieorchesters Concentus rivensis anerkannt wurde und wir finanzielle Unterstützung vom Kanton bekamen.» Sie sieht das Problem aber auch noch anderswo. «Wir Sarganserländerinnen und Sarganserländer sind uns immer noch zu oft uneinig. Würden wir mehr vereint auftreten, würde uns der Kanton auch anders wahrnehmen», sagt sie selbstkritisch.

Gemeinden schliessen sich zusammen

Für Ferdinand Riederer, ehemals Gemeindepräsident von Pfäfers, ist das Gefühl der Vernachlässigung nicht neu. Es stecke tief in der Bevölkerung drin und sei fast nicht mehr wegzubringen, sagt der Stiftungsratspräsident des Alten Bad Pfäfers und Co-Präsident von «Südkultur». «Aber gerade mit dem Engagement in unserem Verein Südkultur zeigt der Kanton doch, dass er gewillt ist, auch die Kultur auf dem Land zu unterstützen.»

«Südkultur» wurde 2006 von 16 Gemeinden der Regionen Sarganserland, Werdenberg und Obertoggenburg sowie der Gemeinde Weesen und dem kantonalen Amt für Kultur gegründet. Mit dem Ziel, gemeinsam nachhaltige Kulturförderung zu betreiben und damit die Region kulturpolitisch zu stärken. Im Zentrum steht die Bündelung und Ausschüttung öffentlicher Förderbeiträge «aus einer Hand». Jede Gemeinde zahlt pro Einwohner 2 Franken 50 in einen Topf, der Kanton gibt einen «ordentlichen» Betrag dazu. «Pro Jahr können wir so rund 300'000 Franken an hiesige Kulturprojekte verteilen», sagt Ferdinand Riederer, der den Verein zusammen mit Katrin Meier, Leiterin des kantonalen Amtes für Kultur, präsidiert. Mittlerweile haben sich in fast allen Regionen des Kantons ähnliche Organisationsformen etabliert, die auf der Idee von «Südkultur» basieren. Beispiele sind die Rheintaler Kulturstiftung, Kultur Toggenburg oder Kultur ZürichseeLinth.

Mit Traditionen stark verbunden

Der Co-Präsident von «Südkultur» mag die Klagen seiner Landsleute nicht mehr hören. «Wir dürfen uns nicht ständig mit der Stadt vergleichen», fordert er. «Wir haben ein anderes Kulturverständnis als die Städte. Unsere Stärke ist unsere volkstümliche Kultur. Dementsprechend anders, aber nicht minder vielfältig ist unser Angebot.» Journalist Hans Bärtsch sieht das kulturelle Verständnis der ländlich geprägten Gegend ebenfalls vor allem im Brauchtum und Vereinswesen. «Die Menschen fühlen sich mit Traditionen seit jeher stark verbunden. Sie sind identitätsstiftend und wichtig für das gesellschaftliche Miteinander, nicht umsonst sind Alpabfahrten, die Fasnacht oder Turnerunterhaltungen so gut besucht.»

Was nicht heisst, dass es im Sarganserland keinen Platz für anderes gibt. In den vergangenen Jahren ist das kulturelle Angebot in der Region stark gewachsen und deckt heute eine grosse Bandbreite von Interessen ab: Im Alten Kino Mels gibt es Kleinkunst, Theater und Konzerte, auf der Walenseebühne populäre Musicals, an der Bad Ragartz einen Skulpturenpark, im museumbickel Kunstausstellungen, am Quellrock Open Air Rockmusik, im Schloss Sargans und im Alten Bad Pfäfers viel Geschichtliches und in der alten

Spinnerei Murg sowie in der Flumserei eine neue Form von Kultur: Wohnen und Arbeiten unter einem Dach

«Wir bekommen hier wirklich sehr viel geboten», sagt auch Esther Probst vom Kulturkreis Walenstadt, «und müssen nicht unbedingt nach St.Gallen.» Nicht einmal mehr für ein klassisches Konzert. Dafür war der Kulturkreis selber besorgt. Co-Präsident, Komponist und Dirigent Enrico Lavarini hat vor über 40 Jahren das Sinfonieorchester Concentus rivensis gegründet und aus einem Laien- ein professionelles Orchester gemacht, das mittlerweile in der ganzen Deutschschweiz (und im Mai in der St.Galler Lokremise) zu hören und zu sehen ist. «Der Kulturkreis Walenstadt stellt abseits der Massen regelmässig ein feines Programm auf die Beine», sagt Hans Bärtsch. «Kulturell ist es sehr wertvoll für die Region.»

Von wegen abgelöschte Gegend

Auch Helene Sperandio schwimmt nicht mit der Masse mit. Vor gut zwei Jahren hat sie ihr Atelier von der Stadt Zürich aufs Land, nach Walenstadtberg gezügelt. Die Malerin und Objektkünstlerin ist eine von acht Kunstschaffenden, die derzeit im museumbickel in Walenstadt in der jurierten Gruppenausstellung «Kunst Sarganserland-Walensee VI» ihre Werke zeigen. Für Helene Sperandio ist es die erste Ausstellung in der Region – und sie ist begeistert. «Die Leute sind sehr offen, interessiert und neugierig», erzählt sie. So wie sie es im vergangenen Jahr schon waren, als die Kunstschaffende ihr Atelier für die Bevölkerung öffnete. «Ich habe überhaupt nicht das Gefühl, dass es eine abgelöschte Gegend ist. Im Gegenteil: Ich finde, es läuft hier einiges.» Ausserdem schätze sie es sehr, dass für den Wettbewerb im museumbickel mit Fanni Fetzler vom Kunstmuseum Luzern und Gabrielle Obrist von der Kunsthalle Wil eine so «tolle und prominente Jury» eingesetzt wurde. «Das Sarganserland holt spannende Leute und misst sich mit deren Kunstverständnis – was auch gut für die Vernetzung ist.»

Wo sieht sie, als Zugezogene, die Gründe für das Nein zur Theatersanierung? «Ich kann es mir nur mit der Distanz erklären. Die Stadt St.Gallen ist schon ziemlich weit weg, und das Sarganserland liegt abgeschottet hinter dem Berg. Da ist es schwierig, Nähe aufzubauen.»

Irgendwie scheinen sich das Sarganserland und St.Gallen respektive das Theater aber doch ein bisschen näher gekommen zu sein. Vergleicht man das Abstimmungsergebnis vom März dieses Jahres mit jenem vom September 2009, als es um das «Gesetz über Beiträge an Konzert und Theater St.Gallen» ging, zeigt sich: Vor neun Jahren lehnten alle acht Gemeinden im Sarganserland die Vorlage klar ab. Dieses Mal waren es noch fünf, die Nein sagten – und so deutlich wie damals waren die Resultate in den fünf Gemeinden nicht mehr.

270'000 Franken aus dem Fördertopf

Aus dem St.Galler Lotteriefonds fliessen jedes Jahr rund 5,5 Millionen Franken in über 100 Kulturinstitutionen und -organisationen im ganzen Kanton. Hinzu kommt der Jahresbeitrag von 19,8 Millionen Franken an Konzert und Theater St.Gallen. Aus dem Fördertopf von 5,5 Millionen Franken gehen etwa 2 Millionen in die Kantonshauptstadt und 3 Millionen in die Regionen. Im Sarganserland erhalten das museumbickel, das Alte Bad Pfäfers, das Alte Kino Mels, der Kulturkreis Walenstadt respektive der Concentus rivensis sowie das alle zwei Jahre stattfindende Dixie- und Jazzfestival Sargans und die Bad Ragartz, die alle drei Jahre durchgeführt wird, regelmässig grössere Beiträge.

Insgesamt erhält das Sarganserland laut Katrin Meier, Leiterin des Amtes für Kultur, pro Jahr regelmässige Beiträge von rund 270'000 Franken, pro Institution zwischen 20'000 und 75'000 Franken. Hinzu kommen grössere Projektbeiträge aus dem Lotteriefonds, beispielsweise an ein Konzertprojekt des CantiChor Sargans. «Diese Beiträge schwanken allerdings von Jahr zu Jahr stark, da sie davon abhängig sind, welche Projekte in der Region durchgeführt werden», sagt Katrin Meier. «Die kantonalen Kulturbeiträge, die ins Sarganserland fliessen, sind insgesamt sehr gut vergleichbar mit den Beiträgen an andere Regionen – sicherlich nicht weniger.»



Bild: Virginie Gauthier, Christof Nüssli, Jessie Kerspe & Justin Tyler Tate



Top 8 things to do in St. Anton (from left to right) : Browse through the 'Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens, 1908', read with the wind, local beer tasting, driving zigzag along the mountain road, wandering around, enjoying the panorama, cooking, and foraging wild plants.

Klangfestival

Naturstimmen im Toggenburg

9.-21. Mai

Schon gehört?
Die Welt klingt
im Toggenburg.

Tickets & Programm:
klangwelt.ch



WILD

AUSSTELLUNG
WANDELKONZERTE
PERFORMANCES
WORKSHOPS
KLANG- UND VIDEO-
INSTALLATIONEN

mit
Heiner Goebbels
David Moss
Theatre of Voices
Barokksolistene
Nadja Räss
Rocio Márquez
Erwan Keravec
Christoph Draeger &
Heidrun Holzfeind
Grabser Bergfinkli
u.v.a.

SCHLOSSMEDIALE
WERDENBERG

INTERNATIONALES FESTIVAL
FÜR ALTE MUSIK, NEUE MUSIK
UND AUDIOVISUELLE KUNST

18.- 27. MAI 2018

SCHLOSS WERDENBERG

WWW.SCHLOSSMEDIALE.CH